

Zeitschrift: Adelbodmer Heimatbrief
Herausgeber: Stiftung Dorfarchiv Adelboden
Band: 49 (1990)

Artikel: Adelboden und ich
Autor: Schaap, Jan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1062934>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Adelboden und ich

Lieber Leser,

Um mein spezielles Verhältnis mit dem Dorf ADELBODEN zu schildern habe ich - dazu angeregt vom Herrn Jakob Aellig - ein Extrakt aus meinen Tagebüchern gemacht. Es ist, Schreibselig wie ich bin, ziemlich lang geworden, aber ich brauchte eine einleitende Vorgesichte um deutlich zu sein.

Diese 'petite histoire' bleibt dem harmlosen Tagebuch-Stil möglichst nahe und kennt deshalb keine literarische oder philosophische Ansprüche. Ich bitte um Milde wo mein Deutsch vielleicht nicht tadellos ist.

Jand Schaap

In diesem Bericht erstatte ich wie ich als zehnjähriger Holländer, nach dem zweiten Weltkrieg zur Erholung nach Adelboden kam, bei einer Bergbauernfamilie lebte und mit dem Engstligtal eine Freundschaft fürs Leben geschlossen habe. Dank Tagebüchern, die ich immer schrieb, weiss ich noch ziemlich viel von damals.

Vor dem Kriege

Ich bin geboren in der Strohütte-Zeit. Von meinen Grosseltern war nur die Grossmutter von Vaters Seite noch am Leben. Sie war eine Von Stein und stammte aus einem alten Deutschen Geschlecht, das sich im 18. Jahrhundert in Holland ansiedelte. Mein Grossvater führte eine Malerwerkstatt, die bei seinem Tode von meinem Vater übernommen wurde. So kam er als Malermeister eines Tages ins Kinderheim, wo meine Mutter, eine Waise, arbeitete als Pflegerin. Der Rest versteht sich. Sie heirateten im schönen Rathaus der uralten Stadt Delft. Meine sonnigen ersten Lebensjahre wurden nur zeitweise verdüstert von Asthma-Anfällen. Weiterhin spielte ich im Garten und schaute mit grösstem Interesse die Fische im Teich an. Sonntags wurde spaziert. Der Vater ging immer mit dem Spazierstock, nicht weil er ihn brauchte, aber weil er es schick fand. Klassische Musik bildete uns eine tägliche Klangtapete.

Von der Aussenwelt wusste ich nichts. Nur kann ich mich erinnern, wie uns manchmal Tante Ria besuchte, die deutsche Gattin von Onkel Henk, dem Pflegebruder meiner Mutter. Dabei wurde oft gezankt und geschimpft. Hier in Holland war, ihrer Meinung nach, nichts in Ordnung. Der Herr Hitler sollte mal kommen und alles lösen, sagte sie oft. Diese Aussagen erregten Zorn bei meinen Eltern, und zuletzt wurde Tante Ria die Tür gewiesen. Es würde uns reuen, hat sie dabei gedroht, und später hat sie dann auch Rache genommen.

Kriegszeit

Zeichnen war immer meine Leidenschaft. Alte Kassenbücher und Rechnungspapier vom Malerbetrieb habe ich bei Hunderten vollgezeichnet. Das war auch so am 10. Mai 1940. Wir wurden überfallen von den Deutschen, es gab Krieg! Beim Flughafen zwischen Delft und Den Haag wurde schwer gekämpft. Aber als Fünfjähriger kann man den Ernst solcher Mitteilungen kaum fassen. Also schaute ich aus dem Fenster hinaus, sah mit grosser Neugier diese Flugzeuge, sah unsere Soldaten – woher kamen die denn so plötzlich? – die Kanäle entlang rennen und zeichnete das alles. Meine Mutter erzählte immer wie ich, wie üblich, Häuschen und Bäume zeichnete, aber diesmal abstürzende Flugzeuge und Wölkchen vom Flak hinzufügte. Das hat es wirklich so gegeben, denn schon wenige Tage später sah ich diese Maschinen flügellos auf der Autobahn von Rotterdam nach Den Haag.

Dann kam die Wut. Unsere königliche Familie musste flüchten, Rotterdam wurde furchtbar bombardiert und das Heer kapitulierte, dass hiess, wir waren jetzt den Deutschen unterworfen. Wut. Was wollten diese

fremden Soldaten hier? Die sollten zurück ins eigene Land. Aber das war nicht ihr Plan. Arrogant marschierten sie durch unsere Strassen und sangen: «Wir fahren gegen Engeland».

Allmählich ging das Leben wieder seinen gewohnten Gang: mein Vater war stets tätig in der Werkstatt, denn das Brot musste noch immer verdient werden. Aber schon bald wurden verschiedene Waren rationiert: mit Marken konnte man sie dann noch bekommen. Es gab weniger Autos und Lastwagen. «Die sind nach Deutschland verschleppt worden», sagte man, gestohlen also! Beunruhigend war oft das Summen von nächtlichen Flugzeugen. «Die Engländer bombardieren hier auch», wurde gesagt, und das verstand ich nun gar nicht, waren die nicht unsere Freunde? Hörte man nachts das Dröhnen, dann mussten wir aufstehen, der Vater nahm den Fluchtkoffer, und wir eilten zusammen mit anderen Leuten nach einer Konservenfabrik, wo wir Schutz suchten. Niemals habe ich verstanden, auch jetzt noch nicht, warum wir uns ausgerechnet dort sicherer fühlen sollten als zu Hause. Später machten wir das nicht mehr, aber oft, sehr oft, hörte ich wieder diese Nachtmusik und das machte mir grosse Angst, besonders weil ich inzwischen das verwüstete Zentrum von Rotterdam gesehen hatte.

Wie gesagt, das Leben ging wieder seinen Gang, ich schaute zu, als mein Vater in der Freizeit fröhliche Stadtszenen malte, und wir besuchten oft unsere Verwandten in Rotterdam, aber wie früher war es natürlich nicht mehr. Unser Land war zerteilt in «Richtige» und «Falsche», aber wer falsch war, konnte man nicht sehen. Dass man aufpassen musste in der Öffentlichkeit, etwas gegen die Deutschen zu sagen, darüber wusste ich als kleiner Bub schon Bescheid. Und ich habe zum Beispiel während einer langen Zeit ein Geheimheft – *Veritas*, herausgegeben von der Untergrundbewegung – bei Onkel und Tante in den Briefkasten getan. Ich verstand schon etwas Geheimes zu tun und fand mich einen richtigen Widerstandskämpfer. Aber als ich später erfuhr, der Zimmermann der meinem Onkel und meiner Tante gegenüber wohnte, sei ein «Falscher», habe ich einige Zeit sehr schlecht geschlafen.

Ich ging zur Primarschule und in der Strasse, wo das Schulhaus war, befand sich ein Elektrogeschäft, dessen Inhaber manchmal an der Tür stand. Auf seiner Jacke trug er immer einen gelben Stern. Er war also wiedererkennbar, aber warum? Immer noch denke ich an jenen Mann. Ob er wohl zurückgekommen ist?

Das Alltagsleben wurde langsam bedrückender. Es gab neue Worte und Begriffe, wie *Razzia*, Lager, Arbeitsdienst usw. Deutsche Worte die, wie «Schweinehund», uns zugerufen wurden und nur allzu deutlich waren. Übrigens hat die deutsche Sprache für mich einen Klang wie man es spä-

ter hörte in Chaplins unvergesslichen Film «Der grosse Diktator». Befehle wurden mit dem Gewehr verdeutlicht. Besonders Razzias waren furchtbar. Plötzlich erschienen Militärwagen in der Strasse, wurden Türen zer schlagen wenn man nicht schnell öffnete, und wurden junge Männer abgeführt. Manche verschwanden und tauchten unter. Mein Vater hatte nichts zu fürchten, meinte er, denn er war schon über 40 Jahre alt. Aber er irrte sich, denn er hatte nicht gerechnet mit Tante Rias Rache. Eines Tages kam der Aufruf. Auch der Vater sollte nach Deutschland, nach Karlsruhe, abtransportiert werden. Das war ein Schlag! Ziemlich schnell hat er aber entschieden, auch unterzutauchen. Den Abschied am Bahnhof werde ich nie vergessen. Ich war alt genug, um diese Entscheidung zu verstehen, aber zu jung, um alle Details zu kennen. Die Mutter nahm Rücksicht auf einen baldigen Besuch von Militärs. Das kam rasch und ich musste eingeweiht sein ohne zu wissen, wo mein Vater ist. Kühl wurde der schwarz Uniformierte empfangen. Sie wisse nicht, wohin er gegangen sei, log sie. Der Schwarze hatte beim Hineintreten schon aufmerksam den Garderobehalter beobachtet und mich frug er, ihm einen Aschenbecher zu reichen, damit er seinen Bleistift zuspitzen könne. Der war selbstverständlich leer. Er durchsuchte das Haus kaum, und das weckte Argwohn. Darum sollte ich nachts bei den Nachbarn schlafen, weil sie die Gestapo oder die SS erwartete. Natürlich konnte ich nicht recht schlafen und wartete nicht umsonst, denn um Mitternacht wurde mit viel Lärm auf unsere Tür geschlagen und mit Scheinwerfern auf Giebel und Dach geschienen. Ich weiss nicht mehr, was alles weiter noch passierte, aber selbstverständlich wurde der Gesuchte nicht gefunden. Er war verschwunden und blieb anderthalb Jahre weg. Für die Mutter war eine schwierige Zeit angebrochen. Für den Lebensunterhalt bekam sie etwas Unterstützung von der Widerstandsbewegung, aber das war nicht genug. Also musste sie Farbe, Leiter, Pinsel und andere Sachen aus dem Geschäft verkaufen. Am Ende gab es fast nichts mehr.

Als ich mal fragte: «Mutti, warum dürfen wir nicht mehr an die Küste zum Baden?» sagte sie, «die ganze Küste ist gesperrt, weil die Deutschen denken, die Invasion könnte hier in Holland kommen». «Und was heisst Invasion?» «Das heisst die Amerikaner und Engländer kommen eines Tages mit einer Flotte um uns zu befreien». Diese Zukunftsperspektive erfüllte mich seitdem mit Freude und zugleich mit Schrecken. Ich wusste nämlich genau, dass es dann in dieser Gegend einen entsetzlichen Kampf geben würde, und wie das sein könnte, sah ich manchmal in der Wochenschau im Kino.

Unsere Lebensmittelrationen wurden stets geringer und daher blühte eine neue Art Handel: der Schwarzhandel. Für «schwarzes» Essen bezahl-

ten wir astronomische Preise. Aber es konnte kaum noch lange dauern, denn in den Geheimheften hiess es, dass die Alliierten in Italien schon vorwärts gehen. Im Juni 1944 kam die schönste Nachricht seit Jahren: sie sind gelandet in Frankreich! «Jetzt noch einige Monate und auch wir sind frei!» und «Es geht gut» sagten alle richtigen Holländer einander. Im September: «Brüssel befreit und bald auch Antwerpen!». Man sprach von «einigen Wochen» und bei den Falschen gab es natürlich Panik. Dienstag, 5. September, wurde «toller Dienstag» genannt. Tausende von den Falschen flüchteten nach Deutschland. Ungeheuer grosse Freude bei uns: der Vater war heimgekehrt! Später im gleichen Monat wurde es wieder schlimmer: bei Arnheim und Nijmegen gab es einen fürchterlichen Kampf, aber die Alliierten konnten leider nicht durchstossen. Unsere heitere Stimmung versank, nicht nur wegen dem Missglück bei Arnheim, sonder auch, weil der deutsche Terror umsomehr zunahm. Es wurde geplündert und erschossen. Am Winteranfang – der zufälligerweise nun auch ein sehr kalter Winter war – waren wir im Westen von Holland ganz eingeeengt, während andere Landesteile schon die Freiheit geniessen konnten.

Der Hungerwinter

Also noch keine Befreiung. Der schrecklichste Teil des Krieges musste noch kommen. In diesem Winter gab es zuletzt einfach *nichts mehr*: kein Gas, keine Elektrizität, keine Medikamente, keine Brennstoffe und vor allem, keine Lebensmittel. Die Schulen wurden geschlossen, Züge und Schiffe fuhren nicht mehr. Für unsere Öfen wurden Bäume gerodet aus Gärten, Strassen und Parken. Womit wir uns ernährten? In der Not isst man fast alles: Tierfutterrüben, Tulpenzwiebeln und gemahlene Sämereien zum Beispiel von Spinat und Schrot vom Raps. Fleisch, wenn man es schon bekommen konnte, war undeutlicher herkunft: Hunde, Katzen oder sogar Ratten. Viele Leute machten sogar Hungerzüge, sie gingen mit alten Velos oder Karren auf das Land und versuchten bei den Bauern noch etwas zu bekommen. Oft wurde diese karge Beute wieder von Deutschen oder von deren Kollaborationisten weggehascht. Hunger war unser täglicher Gast. Früh gingen wir ins Bett, um in dem Schlaf das Hungergefühl zu vergessen, aber natürlich träumten wir oft von viel und reichlich Essen. Erschwacht wie ich war, schwindelte mir der Kopf, wenn ich draussen im Schnee herumging. Ich spürte, wie das meinen Eltern grosse Sorgen gab. Viele starben, manchmal sah ich tote Leute, die einfach auf der Strasse liegen blieben. Wie ein sensibles Kind so etwas verkraften kann, weiss ich auch nicht. Vielleicht war bei mir mein Tage-

buch das Mittel dazu. Gerade zu der Zeit fing ich mit meinem ersten Tagebuch an, und jetzt noch lese ich drin, welche von unseren Verwandten schon gestorben sind, dass meine Mutter ihr zweites Kind erwartet und sie deshalb nicht Schlange stehen soll bei der Zentralküche, wo man pro Kopf einen halben Liter Suppe bekommt. Das Sprichwort sagt: «Wenn die Not am höchsten ist, ist die Rettung nahe» und jawohl, endlich durfte das schwedische Rote Kreuz Lebensmittel schicken für das hungernde Holland. Es gab Mehl und Margarine und am 7. März schreibe ich im Tagebuch: «Heute haben wir die Sachen vom Roten Kreuz bekommen. Pro Person nahmen wir ein halbes Weissbrot, ein Stück Butter und einen Löffel Zucker». Das war ein Festessen und würde ich einmal gefragt: «Welche Mahlzeit wirst du niemals vergessen?» dann weiss ich genau die Antwort: «Die vom 7. März 1945!» Leider gab es nachher wieder Hunger, und für manche war dies nur der Aufschub der Hinrichtung. Schon am 13. März musste ich notieren, dass drei Onkel gestorben seien.

Erst am 29. April war wieder etwas Erfreuliches zu melden: Lebensmittelpakete wurden von riesengrossen amerikanischen Flugzeugen ausgeworfen. Auf der nächsten Seite im Heft steht folgendes: *5. Mai 1945, Sonntag, Friede!! O, wie herrlich! Der 5. wurde kapituliert und am 6. war es soweit. Unser früherer Bürgermeister ist zurück. Auf dem Gemeindehaus und beiden Türmen sind Fahnen. Und die Bourdon (die schwerste Glocke Hollands) hat geläutet. Das hörte ich zum ersten Mal. Dies ist das grösste Ereignis meines Lebens!* Diese jauchzenden Zeilen sprechen für sich.

Die Nachkriegszeit

Die Friedensfeiertage erlebten wir insgesamt wie in einem Rausch. Ich wanderte durch die ganze Stadt, vergass, wie schnell ich müde war, sah überall Feste, erfuhr, dass die Amerikaner, die wir so jubelnd einholten, eigentlich Kanadier waren, sah, wie die Mädels, die sich mit den deutschen Soldaten abgegeben hatten, kahlgeschoren wurden, sah wie die Kollaborationisten verhaftet wurden und hörte die Königin feierliche Reden aussprechen. Erst später habe ich verstanden, dass die Befreiungsfreude für viele gemischt war mit grossem Kummer über nicht zurückgekehrte Verwandte. Wie alle Leute kletterte ich auf die Panzer, die Freiheit war genau so wie die Besetzung in Stahl gekleidet, lernte mein erstes Englisch und sammelte kanadische Unterschriften in ein kleines Büchlein, das ich noch als Kleinod aufbewahre. Manchmal bekam ich ein Stück Schokolade, wunderbar süss war es, diesen Geschmack kann ich durchaus nie vergessen!

Hunger gab es leider noch immer, und Schlange stehen vor den Geschäften war noch nötig und oft umsonst. Diese wenigen Sachen alliierter Herkunft waren bald wieder ausverkauft. Die Aussenwelt war in eine Stromschnelle geraten (Roosevelt, Mussolini und Hitler gestorben, die Atombombe, ein grosses Flüchtlingsproblem) während sich in unserer Innenwelt ganz andere Sachen abspielten: ich bekam ein Schwesterchen, mein Vater versuchte mühevoll, die Werkstatt wieder aufzubauen, und meine Mutter musste jeden Tag etwas zu essen auf den Tisch bringen, und weil schliesslich die ganze Wirtschaft im Eimer war, war das Essen noch immer eine tägliche Sorge. Als wir in der Zeitung lasen, dass das Rote Kreuz halbverhungerte Kinder ins Ausland schicken wollte, um sie sich dort erholen zu lassen, sagte die Mutter mit einem Blick auf meine noch magere, von Asthma geplagte Gestalt: «Das wäre etwas für dich». Natürlich mochte ich gerne, ich war noch niemals im Ausland. Im September 1945 schreibe ich dann im Tagebuch: «Ich bin angegeben für eine Kinderaussendung nach der Schweiz. Ich sehe mich dort schon gehen als Bergsteiger». Selbstverständlich hatte ich keine Ahnung, was eine Bergwelt eigentlich ist, wohnhaft in einer Stadt unter Meeresebene und in einem Land, wo der höchste Berg weniger als 300 Meter hoch ist. Aber ich freute mich schon im voraus auf das Abenteuer. Etwas von der Schweiz wusste ich schon aus einem Buch, das aber aus 1879 stammte. Die wunderschönen Stiche da drin reizten meine Phantasie. Wenige Monate später stellte sich heraus, dass die Realität viel grossartiger ist als die kühnste Phantasie.

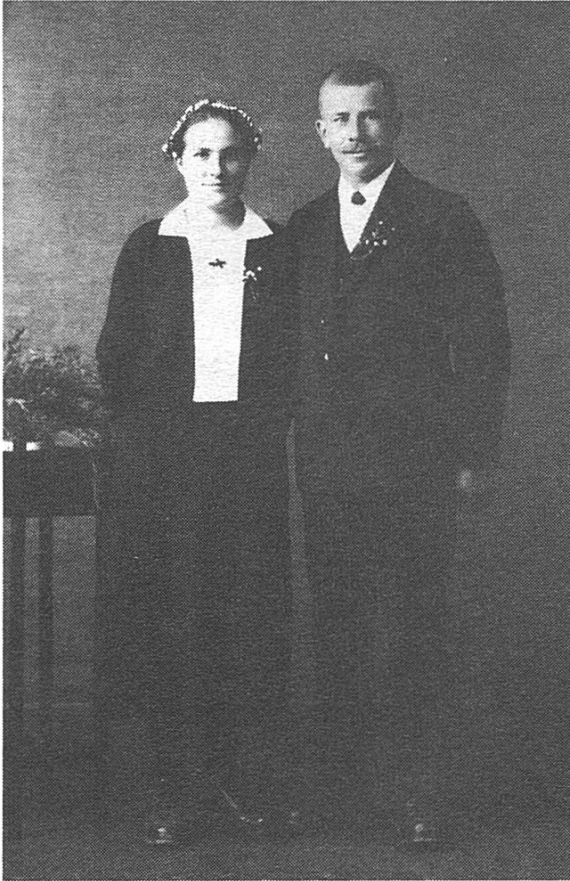
Nach Adelboden

Ende Februar 1946 wurden die Vorbereitungen für die Reise getroffen, ich bekam zum Beispiel meinen ersten Pass, und anfang März fing ich die Eisenbahnreise erwartungsvoll an. Ich vermöchte mich noch an viel mehr zu erinnern als an die winzigen Bilder, die mir jetzt vor Augen stehen. Ich weiss noch, dass viele der kleinen Kinder etwas ängstlich im Waggon sassen und dass ich deshalb beim Vorbeikommen der Stadt Essen (Deutschland) versuchte zu scherzen: «In diese Stadt möchte ich gehen.» Essen war für mich und viele andere noch ein Zauberwort. Dahingehen war natürlich Blödsinn, denn was mir auch geblieben ist, die starke Zerstörung überall. Schlafen auf hölzernen Sitzen war kaum möglich, also hockten wir herum bis zum Morgengrauen. Wieder kamen Leute vom Roten Kreuz in den Waggon, um etwas aufzuschreiben und uns in Gruppen zu teilen. Bei mir wurde gesagt «Rigi». Was das heisst, würde ich erst später erfahren. Als wir endlich, die Reise hatte furchtbar lange ge-

dauert, das Wort Basel auf Schildern sahen, wussten wir es sicher: wir sind in der Schweiz! Ein Schock vor Erregung fuhr durch alle Kinder und sie drängten sich vor den Fenstern. Keine Berge sind zu sehen, natürlich, aber ein riesengrosser Bahnhof.

In einem Saal wurden wir mit einem Rohr zwischen die Kleider entseucht. Die haben wohl gemeint, wir haben alle Läuse und Flöhe! Jetzt kam für eine Teilgruppe von uns eine ganz schöne Reise: wir fuhren mit dem Zug nach dem Vierwaldstättersee und hoch mit der Rigibahn. Viele Kinder sind nicht interessiert an schönen Aussichten, aber ich, der schon immer ein Naturliebhaber war, sah hier diese Wunderbilder aus Vaters altem Buch zurück. Ich war entzückt bei allem. Im Kinderheim Rigi-Sunne (Rigi-Kaltbad) wurden wir von einer Holländerin empfangen. Es war gut, dass sie uns alles erzählen konnte, denn Deutsch verstehen war noch eine schwierige Aufgabe. So erfuhren wir, dass wir hier zwei Wochen bleiben sollten, um zu sehen, ob es kranke Kinder gab. Bei festgestellter Gesundheit durften wir dann zu unseren Pflege-Eltern gehen. Wir hatten die Mahlzeiten an einem langen Tisch und mussten helfen beim abtrocknen. Alles war auffallend sauber und pünktlich. Morgens wurde oft spaziert durch den dicken Schnee und wir staunten, als Tiefländer, dass wir uns hier über der Wolkendecke befanden. Nachmittags sollten wir auf der Laube schlafen. Es war eine gemütliche Zeit. Ich hatte noch immer diese Obsession vom Essen und schrieb deshalb mit grösster Genauigkeit im Tagebuch, was es am 13. März, zum Geburtstag der «Schwester» gab. Das war Suppe, Polenta, Orangen und Pudding. Und zum Nachtessen (zweimal warmes Essen war auch neu für Holländer) Kartoffeln mit Schmelzkäse.

Die Reise zu unsern Pflege-Eltern durfte endlich am Samstag, 16. März stattfinden. Wie schön es im Kinderheim auch war, unsere Neugier nach der Endbestimmung war noch grösser. Nicht alle gingen mit, einige waren krank oder machten nachts das Bett nass, aber mein Freund Jan Swets war noch dabei im gleichen Zug. Die Landschaft war reizend. Als ich vom Berner Unterland aus das Gebirge sich erheben sah, hoffte ich, im Hochgebirge untergebracht zu werden. Und auch diese Hoffnung wurde erfüllt, denn von Frutigen aus gingen wir mit dem Bus ganz hoch. Von unserer Gruppe waren jetzt nur noch vier bis sechs Kinder da. Bei der Busstation standen Leute, um uns abzuholen. Für mich war nur ein Bub gekommen, der Hans hiess. Er sagte wenig, ich verstand ihn auch nicht, aber er lächelte viel, so dass ich ohne Hemmung mit ihm das Dorf wieder verliess. Inzwischen sah ich gut, in welcher Gegend ich angekommen war. Diese Berge waren so imponierend, dass dieses Bild bis an mein Lebensende auf der Netzhaut zurückbleiben wird. Vielleicht wurde in die-



Das Ehepaar Johann (1902–1982) und Emma Schranz-Schranz (1909–1953), wohnhaft *bir Müli im Bode*, an ihrem Hochzeitstag, 26. September 1931. (Aufnahme vermittelt durch Daniel Schranz-Bircher)

sem Moment mein ausserordentliches Verhältnis mit Adelboden und seinen Leuten befestigt. Das erklärt vielleicht auch meine grosse Emotion bei der Rückkehr im Jahre 1981, nachdem ich seit 1958 nicht mehr dagewesen war. Und es erklärt möglicherweise auch, warum ich jetzt jedes Jahr zurückgehen will. So ein Moment ist nicht zu wiedererleben, aber ich gehöre nun mal zu den nicht-rationalen Menschentypen.

Im Haus, die Mühle, in der Bäuerboden, verwunderte ich mich zuerst über die scheinbaren Familienverhältnisse: eine Grossmutter sass auf dem Ofentritt, weiter war niemand da. Aber später kamen noch der Bruder Fritz, der Vater Johann Schranz und die Mutter Emma Schranz und so war die Familie vollständig. Sie fragten mich über meine Kriegserlebnisse und ich spürte, dass es ganz freundliche Leute waren, aber ich verstand noch nicht viel von der deutschen Sprache. Es wäre wohl sinnvoll gewesen, wenn man uns im Kinderheim etwas davon gelehrt hätte. Alle Leute in Adelboden redeten immer Hochdeutsch mit mir, und von der Mundart habe ich damals nur wenig gelernt. Jetzt weiss ich, dass Holländisch und Schweizer Mundart einen geringeren Unterschied haben als Holländisch und Hochdeutsch. Zur Zeit bemühe ich mich, die Mundart nachträglich zu erlernen, obwohl das nicht allzu einfach ist, denn beim Be-

gegenen von Ausländern schalten Schweizer unmittelbar über auf Deutsch.

Hier fängt ein Zeitabschnitt an, worin ich den einfachen, aber fesselnden Bauernbetrieb miterlebte. In der Küche schälte ich Kartoffeln und lernte Rösti und Suppe machen. Im Stall fütterte ich die Schweine und Kälber, lernte die Kühe melken, nachdem ich es zuerst bei den Ziegen geübt hatte. Auf dem Land war es: Steine lesen und Mist bauen (= zerkleinern). Begeistert schrieb ich meinen Eltern, wie ich braun, dick und gesund geworden sei. Noch immer leidend an der Obsession vom Essen schrieb ich mit Präzision im Tagebuch, was alles so gegessen wurde. Und wenn ich in der Bäckerei Lauber-Suter im Boden ein Brot kaufen sollte, sah ich mit Staunen um mich herum. Bei so vielen Leckerbissen wie zum Beispiel die grosse Tafel Schokolade, glaubte ich mich im Paradies, wovon ich während des Hungerwinters fast täglich träumte. In die Schule mitzugehen hatte wohl keinen Zweck. Mein Lehrer hatte mir einige Bücher mitgegeben, aber ich habe sie freilich nicht oft eingesehen. Gab es im Haus oder im Stall nichts zu tun, so spielte ich gerne mit dem Schlitten oder wanderte mit Namensbruder Jan, der unweit von der Mühle zu Hause gekommen war, in der Gegend. Einmal begegneten wir dem Mädchen Magda aus unserer Gruppe und einem Mädchen, das schon voriges Jahr hierher gekommen war. Meistens gingen wir ins Dorf, aber wagten uns noch nicht weiter, weil wir Angst hatten, uns zu verirren. Mit dem Vater bin ich einmal in den Stigelschwand gegangen, das schien mir schon sehr weit entfernt, und einmal durfte ich mit den Buben auf die Schulreise ins Bondertal mitgehen. Als wir im Frühjahr mit den Kühen auf Tronegg zügelten, sah ich meinen Freund nicht mehr so oft, aber es war dort, so ganz nahe am Wasserfall, auch wunderschön. In der Hütte auf der Bütschi-Alp war ich leider nie. Zu der Zeit musste ich wieder in meine Heimat zurück. Aber fast alles, was im Bauernleben Meilensteine sind, habe ich miterlebt und genossen: Schweineschlacht, die Geburt eines Kalbes und Züglete. Nur Heuen und Käsemachen nicht. Sonntags sind wir oft in die Versammlung gegangen, denn Vater und Mutter Schranz waren Mitglied des Brüdervereins. Was gepredigt wurde, habe ich meistens nicht verstanden, aber das Singen fand ich schön. Eine Melodie klingt mir sogar jetzt noch im Ohr.

Heimweh gab es durchaus nicht, aber als ich Mitte Sommer 1946 zurück musste, waren meine Gefühle gemischt. Einerseits mochte ich meine Eltern und das Schwesterchen gerne mal wiedersehen, andererseits fiel es mir schwer, mich von meiner lieben Pflege-Familie zu trennen. An der Öy bin ich in den Bus gestiegen und habe, mein Augenwasser verhehlend, aus dem Fenster gewinkt und habe zurückgeschaut, bis ich den

Wildstrubel und Fitzer nicht mehr sah. Gleich war alles wieder wie in einem Traum. Als ich da war, schaute ich schon jeden Morgen aus dem Fenster und sagte mir: «Ich glaube einfach nicht, dass ich jetzt in den Bergen bin». Desto unwirklicher wurde es nach der Wegfahrt.

Von der Rückreise weiss ich kaum noch etwas, nur dass es vielen Kindern genau so zumute war wie mir. Auf dem Bahnhof in Delft hat meine Mutter mich kaum wiedererkannt, ich war braun, fest und hatte, wie alle Bauernbuben, kurzgeschnittene Haare. Bei den Pfadfindern und in der Schule konnte ich stolz meine Bergschuhe und die von Emma Schranz selbstgeschnittenen Edelweisshemden zeigen. Heute sind Kinder betreffs ausländischen Reisen ziemlich blasiert, aber damals war ich der einzige, der so etwas erlebt hatte und wurde darum bewundert und auch ein wenig beneidet. Von der Korrespondenz mit Adelboden sind noch einige Briefe aufbewahrt. Oft hiess es «Gell Jan, du kommst doch mal wieder?» 1948, ich war inzwischen zwölf und sollte nach den Ferien in die Realschule gehen, bot sich eine Chance. Ich fuhr ganz allein mit einem Rheinschiff nach Basel. Natürlich waren wieder Skizzen- und Tagebuch im Gepäck, und ich freute mich unerhört auf ein Wiedersehen. Journalisten, auch an Bord des Schiffes, baten mich, mein Tagebuch vorzulesen. Es machte ihnen viel Spass, und sie sagten mir: «Du sollst das einmal einer Zeitung oder einem Wochenblatt anbieten». Das Wiedersehen mit meinen Lieben und dem Engstligtal war selbstverständlich ein grossartiges Erlebnis, aber weiter war alles ein bisschen enttäuschend. Es ist nicht die Wiederholung der glücklichen Zeit von damals geworden. Daran war vorwiegend das Wetter schuld: es regnete Wochen hinter einander, so dass leider die Hin- und Rückreise noch der schönste Teil war. Den schönen Strubel habe ich kaum gesehen. Ich fuhr zurück mit Zug und Schiff, aber versprach, abermals zurückzukommen. Mein Tagebuch ist in der Tat in einem Wochenblatt publiziert worden. Im Januar 1949 erschien es in «De Groene Amsterdammer». Ein Bücherbrett in meinem Arbeitszimmer biegt jetzt durch von Tagebüchern. Das Schreiben ist nebst der Malerei meine Leidenschaft geblieben.

Ich besuchte die Realschule und die Akademie der Bildenden Künste und machte in 1958 mit Erfolg die Abschlussprüfung als Kunsterzieher. Im Frühling jenes Jahres entstand in unserer Familie die Absicht, alle miteinander, das heisst Vater, Mutter und die beiden Schwesterchen, als Feriengäste nach Adelboden zu fahren. Ich war froh, denn jetzt war ich in der Lage, meinen Verwandten all das Schöne zu zeigen, wovon ich ihnen so oft erzählt hatte. Im August 1958 sah ich zum dritten Male, und nun bei hervorragendem Wetter, hinter Achseten die eindrucksvolle Bergwelt zum Vorschein kommen. Emma Schranz war leider gestorben, beide Bu-

Wolfsbad, den 14. Sept. 1847

Sehr geliebter Jan!

Mit grosser Freude lasen wir Deine liebe schöne Nachricht. Es hat uns so sehr gefreut, dass es Euch allen gut geht. Uns geht es immer gut. Dieses Jahr bin ich auch viel besser gesund als letztes Jahr. Wir haben sehr viel heiss, und viel viel Arbeit. 3 Monate hatten wir ein deutsches Kind; aber es war nicht so ein Liebes wie Du. Doch auch ganz ganz ein armes. Wir haben jetzt auch 5 Monate ein armes kleines Mädchen gehabt, gleich alt wie Julia u. sogar noch 1 Monat sein Bräutchen mit seiner Mutter. So hatten wir immer so viel zu tun. Ich gehe auch wieder

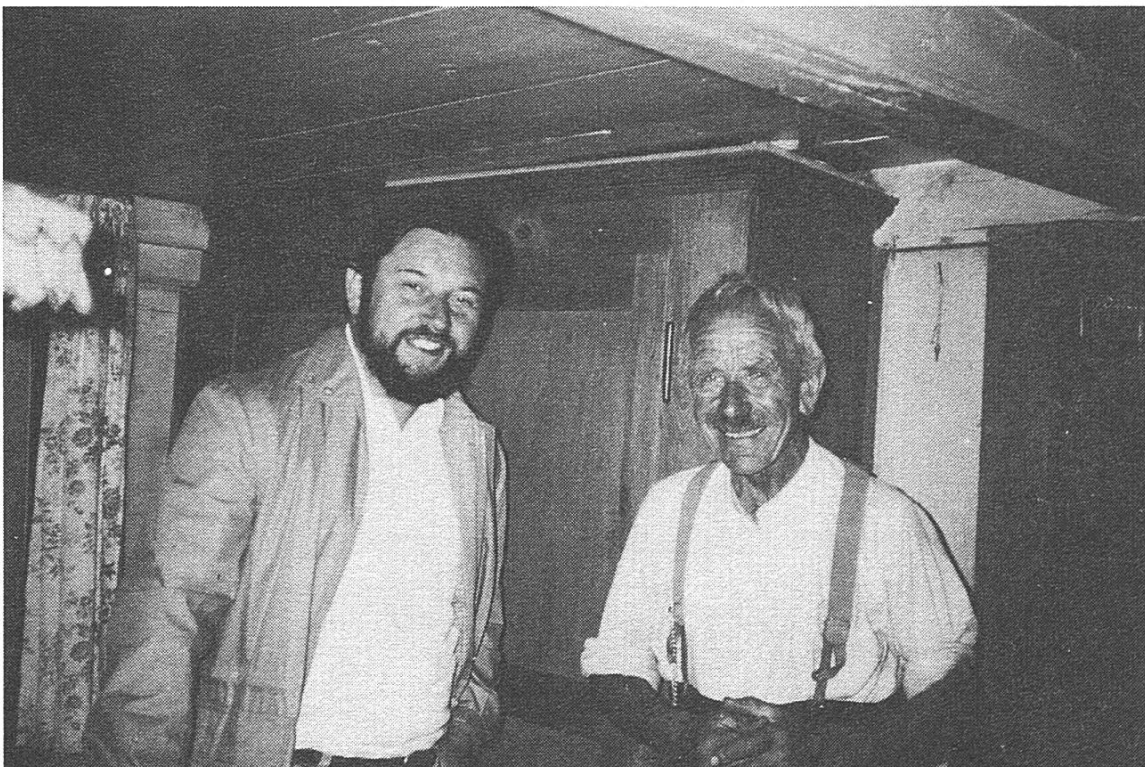
zur Schule, u. zwar habe ich noch eine Klasse mehr. Unsere Buben gehen auch wieder zur Schule. Aber Du wirst schon lachen wie sie Faltkaff schreiben. Du bist ihnen immer noch viel wert, u. sie ~~stehen~~ sich schwere, Dich wieder ein mal zu sehen.

Und wir hoffen alle, dass wir Dich und vielleicht Deine Angehörigen doch auch einmal sehen werden. Deine lieben Eltern lassen wir viel mal grüssen u. Deine kleinen Schwestern küssen. Köndest Du uns das Jüngste nicht in einem Paket schicken? Wir möchten auch ein haben.

Also grüsst Dich sehr herzlich
die ganze Familie Schranz

ben waren ausgewandert, Johann war auf dem Bütschi, aber die liebe alte Mühle war noch immer vor Ort. Wir erlebten schöne Ferien, wovon Fotos, Aquarelle und schöne Erinnerungen geblieben sind.

Ich arbeitete als Lehrer und Kalligraph, habe eine Familie gegründet und Adelboden geriet ein wenig in den Hintergrund. Der Johann hat mir auch nicht mehr zurückgeschrieben. Aber immer wenn ich ins Kino oder im Fernsehen einen wilden Bach sah, fuhr es wie ein Schock durch mich: der Engstligenbach! Beim Riechen von verbranntem Holz war ich plötzlich wieder in der Küche der Mühle oder auf Tronegg, und zuweilen ging mir eine Melodie und ein Satz durch den Kopf: «Roti Rösli im Garte, Maierisli im Wald». Das war die Adelboden-Nostalgie, die wieder auftauchte. Als dann im Jahre 1981 meine Kinder selbständig in die Ferien gingen, brauchten wir keine Küsten und südliche Orte mehr zu suchen. Jetzt war die Chance da, um meiner Gattin, «meine Schatzkammer» zu zeigen. Und das würde das vierte Mal sein. Berge hatte ich genug gesehen, aber Lohner, Strubel und Fitzner sind für mich so speziell, dass der erste Anblick seit 23 Jahren wieder sehr rührend war. Ich glaubte in der Mühle keine Schranz mehr zu treffen, aber beim Campingplatz Ruedy-Huus erzählte man: «Jawohl, der Müli-Hanes ist noch am Leben, und er tut alles noch selber.» Mit klopfendem Herzen bin ich mit meiner Frau hingegangen



Jan Schaap (links) und Johann Schranz-Schranz (*Müli-Hanes*) beim Wiedersehen nach vielen Jahren, Juli 1981, im *Müli-Huus*, Boden.

(Aufnahme vermittelt durch Jan Schaap)

und da war er am Mähen. Als ich sagte, wer ich sei, hat er voller Freude meine Hand ergriffen und gestaunt und gelacht. Zum Beweis, dass er alles noch wusste, hat er meiner Gattin mancherlei Sachen von damals erzählt. In Juli 1982 waren wir wieder da und selbstverständlich besuchten wir Müli-Hanes. Beim Abschied wünschte er uns: «Bhüt' Euch Gott». Das ist das letzte Mal gewesen, denn er starb wenige Wochen später mitten in der Arbeit beim Heuen am Tronegg. Wir sind dankbar, dass wir ihn so noch begrüßen konnten. Meine Frau, die sich inzwischen auch in Adelboden verliebt hat, erinnert sich seiner besonders wegen seinen freundlichen blauen Augen unter struppigen Brauen, genau so wie wir ihn 1983 im neueröffneten Heimatmuseum auf einem schönen Klopfensteinbild zurückfanden.

Lieber Leser, hier endet (vorläufig) meine Adelbodengeschichte. Was mich am meisten freut ist die Tatsache, dass ich meinen geliebten Ort jedes Jahr (Sommer 1990 das 20. Mal) zurücksehe. Es ist nicht ein für immer verlorenes Gestern geworden. Bei den Mettler-Frauen auf der Fuhre sind wir zu Hause, und wir haben mit ihnen eine gute Freundschaft. Ich hoffe, ein wenig verständlich gemacht zu haben, dass mein Verhältnis mit Adelboden, obgleich ich noch immer wandere, Tagebücher schreibe (das ist nunmal mein Übel) und male, etwas tiefer geht als das vom durchschnittlichen Touristen. Die über mich gemachte Aussage: «Er ist ein halber Adelbodner» erfüllt mich mit ungemeinem Stolz.

Jan Schaap, Den Haag, Holland, im August 1987